

Hoffen wider alle Hoffnung Die palästinensischen Christen im Heiligen Land – Ein Erfahrungsbericht

Wilfried Dettling SJ

Am 10. Juli 2007 erschien in der israelischen Tageszeitung „*Haaretz*“ ein Artikel von Akiva Eldar, der viel Aufsehen erregte. Unter dem Titel „*Who told them to give birth at night?*“ beschreibt Eldar die tragischen Folgen der Mauer, die von Israel seit dem Jahr 2003 im Heiligen Land errichtet wird. Der Beitrag wurde heftig kritisiert. Die Reaktionen müssen verwundern, da der Autor zunächst nur allgemein bekannte Fakten nennt. Schon viele Male hat man von „Landenteignungen“, „verbaler und physischer Diskriminierung durch israelische Soldaten“, „Demütigungen“, „Häuserzerstörungen“, „Willkür an den Checkpoints“ u.v.m. gelesen und gehört. Warum also die ganze Aufregung? Bei seiner Recherche machte der Autor eine brisante Entdeckung. Er schreibt: „At 10 P.M. the soldiers close the gate and only open it again the next morning at 6 A.M.“ (um 22.00 Uhr schließen die Soldaten die Tore und öffnen sie erst wieder am nächsten Morgen um 6.00 Uhr). Ein Vorgehen, das sowohl internationalem als auch nationalem Recht widerspreche, wie der Berichterstatter konstatiert. Das zeitweilige Absperrern ganzer Regionen, hat für die Menschen in der Westbank katastrophale Folgen. So sind Fälle bekannt geworden, dass hochschwängere Frauen ihre Kinder auf menschenunwürdige Weise zur Welt bringen mussten, nur weil ihnen der Zugang zu einem Krankenhaus verwehrt wurde, oder wo Asthma- und Herzkranke um ihr Leben bangten, da ihnen die notärztliche Hilfe nicht rechtzeitig gewährt wurde. „Wir leben in einem Gefängnis, manchmal mit Freigang, meistens aber in der geschlossenen Abteilung. Wir sind eingesperrt und ausgegrenzt im eigenen Land“, sagt *Layla Amiralai*,¹ eine christliche Palästinenserin aus Bethlehem.

Die Mauer - Ein System zeigt Wirkung

Zusammen mit einer mehrfach gesicherten Stacheldrahtkonstruktion zieht sich heute die von Israel errichtete Mauer mehr als 700 km quer durch das Land. Die Sperranlage ist teilweise über 8 Meter hoch. Sie trennt das Kernland Israels von der Westbank und verläuft zu ca. 80% auf palästinensischem Boden. Auf diese Weise werden Fakten geschaffen, die vielerorts nicht gerne gehört werden. Tatsache ist jedoch, dass durch den Verlauf der Mauer die illegale Annexion palästinensischen

¹ Die Namen der jeweiligen Personen sind geändert. Ausgenommen sind diejenigen, die im Abschnitt „Zeichen der Hoffnung“ - Das Caritas Baby Hospital in Bethlehem genannt werden.

Landes systematisch weiter vorangetrieben wird. Allein dieser Aspekt hat von Anfang an zu weltweiter Kritik geführt. In einem von der UN-Generalversammlung verabschiedeten Resolution wurde der Internationale Gerichtshof in Den Haag (IGH) im Jahr 2003 beauftragt, ein Rechtsgutachten zu der israelischen Sperranlage zu verfassen. Das Gutachten wurde im Juli 2004 veröffentlicht. Der IGH bezeichnet die Mauer in seinem Gutachten offiziell als „illegal“ und sieht deren geographischen Verlauf teilweise als „Bruch der IV. Genfer Konvention“. Mit Verweis auf frühere UN-Resolutionen forderte daraufhin die UNO-Vollversammlung Israel zum Abriss der Anlage auf. Israel kritisierte die Entscheidung und lehnte sie mit Verweis auf die eigenen Sicherheitsinteressen und die Nichtzuständigkeit des IGH's kategorisch ab. Neben den rechtlichen Bedenken hat die Mauer vor allem verheerende Auswirkungen auf den Alltag der Menschen vor Ort. Die Sperranlage schneidet die Bewohner der Palästinensergebiete von teilweise elementaren Lebensressourcen ab. Viele haben inzwischen ihren Arbeitsplatz verloren. Die wirtschaftlichen Grundlagen ganzer Familien sind zerstört worden; auch soziale Beziehungen zu Familienangehörigen auf der anderen Seite der Mauer sind größtenteils nicht mehr möglich; zigtausende Olivenbäume mussten dem Mauerbau weichen; Häuser, Brunnenanlagen und Wasserleitungen wurden zerstört; Spielwiesen für Kinder durch Stacheldraht unzugänglich gemacht und Straßen gesperrt bzw. geschlossen. Wer heute als Palästinenser, ob Christ oder Muslim, von Bethlehem nach Jerusalem fahren will, benötigt einen „Erlaubnisschein“. Dieser kann für eine bestimmte Zeit und für einen bestimmten Zweck ausgestellt werden oder eben auch nicht. „Durch die Mauer ist das Leben noch schwieriger und mühsamer geworden, als es das zuvor schon war“, beklagt *Dr. Rafi Mezoued* aus Bet Sahour. *Dr. Mezoued* ist Professor an der Universität Bethlehem. Im Vergleich zu vielen anderen kann er sich noch glücklich schätzen, denn aufgrund seiner Tätigkeit und seinen guten Verbindungen zu verschiedenen Institutionen auf der israelischen Seite des Landes besitzt er ein „Permit“, das ihm im Bedarfsfall den Zugang nach Jerusalem erlaubt. So gut wie *Dr. Mezoued* geht es allerdings nur wenigen Menschen in der Westbank. Die meisten von ihnen leben eingeschlossen im eigenen Land und sind tagtäglich der willkürlichen Demütigung und systematischen Verunsicherung durch das israelische Militär ausgesetzt.

Bibel-Forum - Studienseminar im Heiligen Land

In den vergangenen Jahren hat das Bibel-Forum der Katholischen Akademie Caritas-Pirckheimer-Haus, Nürnberg Studienseminare im Heiligen Land durchgeführt. Neben

der Vermittlung bibeltheologischer, historischer und archäologischer Hintergrundinformationen und einer sachgemäßen Auseinandersetzung mit der Heiligen Schrift haben die Seminare umfassende und differenzierte Einblicke in die komplexe Situation der Menschen vor Ort und in die Lage der einheimischen Christen vermittelt. Gespräche und Begegnungen mit Vertretern verschiedener christlicher Konfessionen, sowie mit Juden und Muslimen nahmen dabei einen breiten Raum ein. Die Treffen mit den Vertretern der jeweiligen Religionsgemeinschaften wurden durch Besuche von Sozialeinrichtungen und Schulen sowie durch das Kennen Lernen interreligiöser Dialoginitiativen ergänzt. Das Seminar hatte einen geistlichen Rahmen, durch den die persönlichen Erfahrungen vertieft werden konnten. Einige der Erfahrungen werden im Folgenden beschrieben und kurz kommentiert. Auch wenn Vieles davon bedrückend und ernüchternd klingt, machten die SeminarteilnehmerInnen immer wieder auch Erfahrungen, die auf eine bessere Zukunft hoffen lassen. Eine dieser Erfahrungen steht im Zusammenhang mit dem Besuch des Caritas Baby Hospitals in Bethlehem. Diese Einrichtung, die von Papst Benedikt XVI. bei seinem Besuch im Heiligen Land (Mai 2009) als christlicher „Leitstern der Hoffnung“ bezeichnet wurde, soll am Ende kurz vorgestellt werden. Kein Zweifel: Heute sind die Christen in Palästina mehr denn je auf solche Hoffnungszeichen angewiesen. Hoffnungszeichen dieser Art geben vor allem den Menschen vor Ort eine positive Zukunftsperspektive. Darüber hinaus besteht die berechnete Hoffnung, dass durch derartige Initiativen einer derzeit sehr ernst zu nehmenden Entwicklung entgegengesteuert werden kann, die das Heilige Land zu einem bloßen „Freilicht-Museum des Christentums“² werden lassen könnte.

„Der Alltag ist grausam“ - Treffen mit Studenten aus Bethlehem

„Wir wissen nicht, was morgen ist; es kann sein, dass ich morgen oder in den nächsten Tagen einfach nicht zur Arbeit kommen kann, da ich den Checkpoint nicht passieren darf,“ erklärt *Isa Ekemeth*, der aus Bethlehem stammt und in Jerusalem an einer wissenschaftlichen Institution arbeitet. „Ja, die Zufahrtswege werden vom Militär oftmals einfach gesperrt, ohne Begründung. Einfach so“, sagt *Nur al Thani*. Er ist wütend, kaut an seinen Fingernägeln und zündet sich eine Zigarette an. „Die Unsicherheit begleitet uns tagtäglich. Der Alltag ist grausam. Er ist sehr anstrengend und kostet viel Kraft und macht uns rasend und ohnmächtig“, ergänzt *Bassam Reza*. Er ist mit seiner Freundin gekommen und füllt zum dritten Mal sein Glas mit

² Vgl. Statement des ehemaligen Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Karl Kardinal Lehmann, zum Abschluss der Pilgerreise des Ständigen Rates der Deutschen Bischofskonferenz ins Heilige Land vom 26.02.-04.03.2007 (www.dbk.de).

Anisschnaps. Bevor wir das Haus verlassen, sagt mir seine zukünftige Frau, dass ihr Freund in den letzten Wochen mehr trinkt. Sie sei besorgt. Alkohol ist für viele ein Ausweg geworden. Eine Todesspirale, die in den Abgrund führt.

„Wir haben keine Lobby“ - Treffen mit einheimischen Christen

„Wir Christen haben eben keine politische Lobby“, sagt *Fuat Dawud*. Er ist orthodoxer Christ und engagiert sich intensiv in seiner Pfarrgemeinde. *Fuat* ist immer da, wenn der Pfarrer jemanden braucht. Er ist ein zuverlässiger Mann. Die Gemeindemitglieder schätzen ihn sehr. Er ist ehrlich und immer hilfsbereit. In letzter Zeit scheint *Fuat* immer häufiger an seiner Zukunft zu zweifeln. „Ich bin resigniert. Die Resignation wird jeden Tag größer. Ich fürchte, dass wir Christen aufgegeben werden; und das, trotz aller Durchhalteparolen unserer Kirchen. Wir sind das Bauernopfer von Einzelinteressen und können uns nicht wehren, weil wir keine politische Lobby haben“, sagt er mit traurigem Unterton. Ob auswandern eine Alternative für ihn sei, will eine Studentin wissen. *Fuat* schaut zum Fenster hinaus, Ruhe kehrt ein im Raum, in dem wir uns mit ihm treffen. Dann wendet er seinen Blick der Gruppe zu und ein Lächeln in seinem Gesicht entspannt für einige Momente die Situation. Mit seinem Zeigefinger weist er in die Ferne und sagt: „Ich liebe mein Land, ich liebe den Ort, wo Jesus geboren wurde und ich liebe meine Gemeinde. Doch ich liebe auch meine Kinder, und die sind jung und haben ihre Zukunft noch vor sich. In meinem Land gibt es keine Zukunft!“ Betroffenheit kehrt ein. Viele der Seminarteilnehmer greifen zum Teeglas, das vor ihnen auf dem Tisch steht. Für einen Moment scheint es, dass alle in der Gruppe dasselbe denken: wir verstehen, was *Fuat* meint.

Christen wandern aus

Wirtschaftlich instabile sowie sozial und politisch miserable Verhältnisse haben bei den Menschen in den Palästinensergebieten vor allem die Erfahrung des Eingeschlossenseins im eigenen Land verstärkt. Seither hat die Auswanderung vor allem von Christen rasant zugenommen. Die Christen in den Palästinensergebieten sind finanziell, sozial, und was ihren Bildungsgrad anbelangt, oftmals besser gestellt als ihre muslimischen Nachbarn. Auch haben viele von ihnen Verwandte und Freunde im Ausland, die bei der Auswanderung behilflich sein können. „Formal gesehen, ist es für Palästinenser in der Westbank oftmals einfacher auszuwandern, als von Bethlehem nach Jerusalem zu fahren“, erklärt *Prof. Dr. Rafi Aziz*, ein führendes Mitglied des Lateinischen Patriarchats in Jerusalem. Ein weiteres Moment,

das den gegenwärtigen Auswanderungswillen der Christen vor Ort motiviert, ist der wachsende islamische Fundamentalismus im eigenen Land. Dieser gärt sozusagen innerhalb der eigenen Gesellschaft und hat die gleichen Folgen wie der Fanatismus, mit dem die Christen vor allem seitens der so genannten „jüdischen Siedler“ schon seit Jahren konfrontiert werden. Weder von der einen noch von der anderen Seite werden die christlichen Palästinenser als gleichberechtigte Bürger behandelt. Sehen die einen sie als potentielle Terroristen, so betrachten sie die anderen oftmals als zionistische Kollaborateure. Sich abgrenzend gegenüber dem jüdischen und dem islamischen Fundamentalismus sitzen die Christen in Palästina zwischen allen Stühlen. Erschwerend kommt gegenwärtig das zeitweise aggressive Engagement verschiedener evangelikaler Gruppen hinzu, welches seinerseits lang zurückreichende Ressentiments unter den Mitgliedern der etablierten Kirchen neu aufkeimen lässt. Dem wiederum versuchen die Kirchen durch materielle, personelle und ideelle Unterstützung mit aller Kraft entgegen zu wirken. Neben den Gemeinden sind vor allem Schulen, Kinder- und Waisenhäuser, Behinderteneinrichtungen, Seniorenheime und Krankenhäuser die wichtigsten Einrichtungen und Initiativen, die von den Kirchen und religiösen Gemeinschaften unterhalten werden.

Kirchliches Engagement auf dem Prüfstand

Ohne das Engagement der Kirchen – vor allem im Sozialbereich – wäre heute ein Leben in der Westbank vielerorts nicht denkbar. Die christlichen Ordensgemeinschaften mit ihren internationalen Strukturen und finanziellen Möglichkeiten spielen dabei eine enorm wichtige Rolle. Kritik hört man von einheimischen Christen daher auch nicht gern. Man hört sie eingeständenermaßen auch nicht sehr häufig, denn die Christen wollen zumeist jeden Eindruck vermeiden, der ihnen den Vorwurf von Undankbarkeit oder Kooperationsunfähigkeit einbringen könnte. Und doch mehren sich inzwischen auch diejenigen Stimmen unter den einheimischen Christen, welche die gegenwärtige Gewichtung kirchlichen Engagements hinterfragen. „Soziales Engagement, das unsere Not nur lindert ist nicht genug“, bemerkt die bekannte palästinensische Schriftstellerin, *Faten Mukarker*, „ihr [Kirchen] müsst auch politisch Position beziehen. Ihr müsst darauf einwirken, dass die Ungerechtigkeit, unter der wir nun schon über 40 Jahre leben und leiden, endlich ein Ende hat. Dafür brauchen wir eure politische Unterstützung. Wir selbst haben keine Kraft mehr und unsere Hoffnung schwindet. Helft uns, dass sich hier endlich auch politisch etwas zum Guten verändert.“ Tatsächlich brauchen die Christen im Heiligen Land neben der konkreten sozialen Hilfe heute mehr denn je

auch eine politische Unterstützung; eine Unterstützung, die Öffentlichkeit schafft, die Ungerechtigkeit beim Namen nennt und darauf hinwirkt, dass sich an der gegenwärtigen Situation sowohl konkret als auch strukturell etwas ändert. Der damit verbundenen Anfrage müssen sich alle Christen stellen, denn zweifellos ist die Kirche im Heiligen Land die „Mutter aller Kirchen“. Diese Überzeugung teilen nicht nur die Christen im Heiligen Land; sie wird auch von den Christen geteilt, die nicht im Heiligen Land leben. Wie gesagt, die arabischen Christen sind heute mehr denn je auf die Solidarität vom Ausland angewiesen. Wenngleich man solche Worte in israelischen Regierungskreisen nicht gerne hört, können und dürfen wir die Augen vor der Realität nicht verschließen. Die Situation der Christen in Israel und Palästina wird sich mittelfristig nur ändern, wenn die solidarische Unterstützung von außen nicht ausbleibt. Diese Solidarität kann und muss materiell geschehen; sie kann und sollte aber auch ideell geschehen. Was wir brauchen, sind Gespräche und Begegnungen auf allen Ebenen. Gespräche mit den Regierungsverantwortlichen Israels, Gespräche und Kontakte zu den Politikern und Kirchenverantwortlichen in unserem eigenen Land. Wir brauchen Gespräche und Begegnungen in unseren Kommunen, in Pfarrgemeinden und Bildungsakademien, Begegnungen zwischen Menschen, die von eigenen Erfahrungen im Land berichten können. Hier muss das Gespräch sowohl mit den Muslimen als auch mit zum Dialog bereiten Juden gesucht und geführt werden. Viel zu lange haben wir uns gescheut, schwierige und komplexe Sachverhalte kontrovers anzusprechen. Viel zu lange hatten wir Angst davor, durch ein offenes Gespräch religiöse Vorurteile zu untermauern. Nicht selten wurden kritische Äußerungen vor allem auch gegenüber der israelischen Regierung ausgeklammert, um nicht dem Verdacht des „Antisemitismus“ zu erliegen. Christen haben einen Solidaritätsauftrag, so dass dort, wo Unrecht gegenüber Christen geschieht, dieses auch angesprochen werden muss. Viele Juden und Muslime, die in Israel, Palästina oder im Ausland leben, haben großes Verständnis für diese Haltung. In einer reifen und vertrauensvollen Beziehung zwischen Juden und Christen, muss es möglich sein, zwischen dem Dialog mit dem Judentum und der Unterstützung Israels bzw. der Kritik an einer ungerechten Politik zu unterscheiden. Ebenso müsste es im Gespräch zwischen Christen und Muslimen möglich sein, zwischen einem respektvollen Umgang mit dem Islam als Religion und einer kritischen Haltung gegenüber islamistischen Tendenzen zu unterscheiden. Eine solche Perspektive würde dem interreligiösen Gespräch zwischen Juden, Christen und Muslimen eine neue Qualität geben; eine Qualität, die nicht der Versuchung unterliegt, um der „*religious correctness*“ willen Ungerechtigkeiten und Diskriminierungen

auszuklammern; es wäre ein Qualität, die die Realität in Blick nimmt wie sie ist, und nicht nur wie sie sein könnte. Es scheint, dass heute immer mehr Menschen diesem Grundsatz folgen wollen.

„Wir vergessen sie nicht“ – Solidarität mit den Christen im Heiligen Land

In Tiberias treffen die Seminarteilnehmer den Botschaftsrat des Vatikans bei den Vereinten Nationen. Wir unterhalten uns über die Situation der Christen im Heiligen Land. Die Offenheit und Klarheit, mit der der Botschafter redet, ist bezeichnend für die gegenwärtige Entwicklung der Kirche. Seiner Einschätzung nach will Papst Benedikt XVI. dem kirchlichen Engagement im Heiligen Land politisch einen höheren Stellenwert einräumen. Zweifellos wurde von den Christen vor Ort die von ihm unternommene Pilgerreise in genau dieser Weise verstanden. Und dennoch, ein realistischer und ehrlicher Blick auf die gegenwärtige Situation muss zu dem Schluss kommen, dass sich seit dem Besuch des Oberhauptes der katholischen Kirche im Heiligen Land im wesentlichen nichts geändert hat. Sollte die Einschätzung des Botschafters aber tatsächlich zutreffen und sollten sich mittelfristig daraus auch konkrete Konsequenzen ergeben, würden diese für die Christen vermutlich vorteilhaft sein. So bleibt am Ende des Gesprächs zumindest ein Hoffnungsschimmer; ein Hoffnungsschimmer am Ende eines Weges, der für die christlichen Palästinenser schon viel zu lange durch einen dunklen, viel zu dunklen Tunnel führt.

„Zeichen der Hoffnung“ – Das Caritas Baby Hospital in Bethlehem

Während des Seminars besuchen die Teilnehmer auch das Caritas Baby Hospital in Bethlehem. Der Besuch beginnt mit einer Führung durch das Spital. Anschließend treffen sich die Seminarteilnehmer mit der Chefärztin, *Dr. Hiyam Awad Marzouqa*, zu einem langen und ausführlichen Gespräch, bei dem die Arbeit und die verschiedenen Initiativen des Hospitals vorgestellt und mit den Teilnehmern diskutiert werden. Der Tag schließt mit der Eucharistiefeier in der hauseigenen Kapelle. Dort können die Erfahrungen des Tages noch einmal nachklingen. Das Caritas Baby Hospital besteht seit über 60 Jahre. Es ist das einzige auf Kleinkinder spezialisierte Krankenhaus in der Westbank und im Gaza Streifen. Die Kapazität des Krankenhauses umfasst derzeit 82 Betten für Kinder und 25 Betten für Mütter. Neben der Isolier- und Neugeburtenstation hat das Krankenhaus eine ständig wachsende ambulante Station. Pro Tag kommen heute mehr als 100 Mütter in das Krankenhaus, um ihre Kinder behandeln zu lassen. Im vergangenen Jahr konnten auf diese Weise 34000 Behandlungen durchgeführt werden. Eine Bilanz, die sich sehen lassen kann. Neben

den hohen Behandlungszahlen schafft das Krankenhaus auch Arbeitsplätze für die Menschen vor Ort. Es bietet derzeit 200 Menschen Arbeit und ist nach der Universität in Bethlehem – auch eine christliche Einrichtung – der zweitgrößte Arbeitgeber in der Region. Unter den Arbeitnehmern sind 12 einheimische Fach- und Allgemeinmediziner, die ihre Ausbildung teilweise im Ausland gemacht haben. „Ich bin so dankbar, dass es das Krankenhaus in Bethlehem gibt. Es gibt uns allen eine gewisse Sicherheit in unserem Alltag“, sagt die Chefärztin *Dr. Hiyam Awad Marzouqa* in nahezu akzentfreiem Deutsch. Schätzungen gehen davon aus, dass heute allein in Bethlehem über 60% der Menschen arbeitslos sind. Bei der steigenden Zahl von Kindern wird das Krankenhaus auch in Zukunft eine wichtige Rolle spielen. In Palästina leben mehr als eine halbe Million Kinder, die jünger als 4 Jahre sind. „Zeichen der Hoffnung“ nennt *Dr. Marzouqa* das Krankenhaus. Die Seminargruppe des Bibel-Forums ist nur eine der Gruppen, die sich für das Krankenhaus interessieren. Neben Einzelpersonen kommen jedes Jahr ca. 200 Reisegruppen ins Krankenhaus und informieren sich über Arbeit, Anliegen und Nöte der Einrichtung. Vor der Intifada im Jahre 2000 waren es jährlich sogar mehr als 300 Gruppen. Sowohl Papst Benedikt XVI. (2009) als auch der Ständige Rat der Deutschen Bischofskonferenz (2007) haben bei ihren Besuchen im Heiligen Land das Spital besucht. „Die Besuche des Heiligen Vaters und der Bischöfe waren für uns wichtige Zeichen der Anerkennung unserer Arbeit. Sie waren auch symbolisch sehr wichtig, da sie den Menschen hier in der Region zeigen, dass die Kirche uns nicht vergessen will“, bemerkt *Sr. Erika Nobs*, Pflegedienstleiterin der Einrichtung. „Selbstverständlich brauchen wir vor allem die finanzielle Unterstützung von außen, wir könnten sonst nicht überleben. Doch neben der finanziellen Unterstützung brauchen wir auch die ideelle Unterstützung“, sagt *Ernst Langensand*, Direktor des Krankenhauses. „Auch wenn es manchmal anstrengend ist, doch jeder Besuch einer Reisegruppe ist immer auch ein Segen; er zeigt uns ein Stück der weltweiten christlichen Solidarität.“ Am Ende eines beeindruckenden Tages verabschiedet uns *Eduard Dabdoub*, der administrative Leiter des Krankenhauses mit den Worte: „Kommt und besucht uns!“ Und er fügt hinzu: „achlan wa sachlan“ – herzlich willkommen – und lächelt dabei. Dann schließt sich die Tür seines Büros. Für die Seminarteilnehmer und für *Eduard Dabdoub* wird morgen ein neuer Tag beginnen. Die Vorzeichen, unter denen dieser Tag stehen wird, könnten verschiedener nicht sein: „Mr. Eduard“, wie man ihn liebevoll im Krankenhaus nennt, wird weiterhin hinter der Mauer leben müssen, ausgegrenzt und eingeschlossen im eigenen Land. Wir hingegen, die Teilnehmer des Studienseminars, werden uns am Checkpoint

nochmals umwenden und einen letzten Blick auf das Krankenhaus werfen. Dann werden wir nach Tel Aviv fahren und von dort aus nach Frankfurt zurück fliegen wohl wissend, dass für viele der Menschen, denen wir in den vergangenen Wochen begegnen durften, eine solche Reise nur dann möglich sein wird, wenn sie ihre Heimat, ihre Verwandten und Freunde, ihr Land und viele persönlichen Verbindungen für immer aufgeben, um sich in ein Land aufzumachen, mit dem sie die Hoffnung verbinden, dass es vielleicht endlich der Ort ist, in dem auch für sie ein wenig „Milch und Honig fließen“ – zumindest ein wenig. Verkehrte Welt!

„Erbittet Frieden für Jerusalem“ (Ps 122,6) – Ein Gebet zum Schluss

Am Ende des Seminars, nach vielen Begegnungen, Gesprächen und Erfahrungen, verabschieden sich die Teilnehmer von einander. Einer von ihnen hatte während des Seminars ein Gebet in seiner Tasche, das er nun allen mit auf den Weg geben wollte. Es stammt von einem Mädchen aus Bethlehem, das sich von Gott nichts sehnlicher wünscht als Frieden für ihr Land, für Palästina und Israel und für die ganze Welt.

*Du fragst, was ich mir wünschen soll, lieber Gott?
Nur eines wünsche ich mir von Dir, doch nicht für mich allein.*

Ich wünsche es mir für viele Mütter, Kinder und Väter, nicht nur für diese Land, auch für fremde und feindliche Länder.

Ich will mir Frieden wünschen.

Ja, um Frieden bitte ich Dich.

Und einem kleinen Mädchen schlägst Du sicher keine Bitte ab.

Du hast das Land des Friedens erschaffen, in dem die Stadt des Friedens steht, in dem das Haus des Friedens war, aber niemals, niemals Frieden ist.

Was soll ich mir wünschen, lieber Gott?

Dr. Wilfried Dettling SJ, geb. 1965. Jesuit. Leiter des Bibel-Forums, Akademie Caritas-Pirchkeimer-Haus, Nürnberg